

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgeld.

**Redaktion:** Taubner Str. 10/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon:** 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Anserte** werden die 5spaltige Beilage oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Anserten für die nächste Nummer fest 9 Uhr. — Aufgegebene Anserte können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Taubner Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Alter, neuer und neuester Glaube.

Leipzig, 6. Februar.

Ob die christliche Wissenschaft Miß Eddys und ihrer betriebenen Schülerinnen schon viel Kranke gesund gebetet hat, darüber mag zwischen Gläubigen und Ungläubigen gestritten werden. So viel ist aber sicher — unter ihrer wunderthätigen Einwirkung fühlt sich ein Patient fröher als je zuvor: das ist die protestantische Kirchenwelt. Wie oft hatte man über den römischen Aberglauben, über Lourdes und den heiligen Rock von Trier mitteilend die Achsel gezuckt — nun muß man es an sich selbst erleben, daß alle flügelnde Vernunft an der losgebundenen Phantasie gläubiger Seelen zu schanden wird. Gerade die vornehmsten und elegantesten Kreise der reichshauptstädtischen Bevölkerung, die glänzend polierten Stützen des Staates und der Kirche, haben sich den Einflüssen der amerikanischen Wunderhäterin am raschesten erschlossen.

Der ehemalige Hofprediger Herr Stöcker, der längst in düsterer Trauer um verschwundene Herrlichkeiten der Jeremias unter den neuen Propheten geworden ist, hat sich unlängst in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung als ein nicht minder Phantast erwiesen, als irgend ein Gläubiger der christlichen Wissenschaft. Er versucht nämlich die kranke Kirche nicht gesund zu beten, aber gesund zu schreiben.

Er klagt: Unsere Kulturwelt steht vor dem Bankrott der sittlichen Kräfte, sie hat keine Mittel gegen Unzucht und Trunksucht, gegen Umsturz und Gesetzlosigkeit, gegen die Zerrüttung des Familienlebens und die Unfähigkeit der Kindererziehung. Das lebendige Christentum hat viele Mittel in seiner Lebensmacht von oben. Aber man muß der Gegenwart, der das Christentum durch die liberalen Theologen verewässert, durch die schlechte Presse und Literatur verewässert ist, das wahre „Wesen des Christentums“ wieder zur Anschauung bringen. Unsere Kirche ist in ihrer gegenwärtigen Lage so schwach, daß sie keinem Aukturm standhält. Separatismus und Scientismus wagen an ihren inneren, wie Umsturz und Liberalismus, falsche Wissenschaft und Presse an ihrem äußeren Bestande. Der in unserer Kirchenzeitung abgedruckte Brief aus Newyork beweist mit voller Klarheit, daß die christliche Wissenschaft mit dem christlichen Glauben nichts gemein hat, als einige Worte, die noch dazu falsch gebraucht werden. Das hindert aber nicht, daß bei uns Scharen von Christen, besonders aus der Aristokratie, zu diesem System abfallen. Selbst Generäle und Regierungspräsidenten bekennen sich dazu mit Begeisterung. Was thut dagegen die Leitung der Kirche? Nichts! ... So wie die Kirche jetzt ist, entspricht sie allzu wenig ihrer gottgewollten Aufgabe, eine Versammlung der Gläubigen zu sein. ... Weltliches Regiment und bürokratische Leitung der Kirche sind fast ebenso bedenklich, wie das ungebundene Wahrschreiben und die Wählerleiden des Unglaubens in den Gemeindegemeinschaften.

Herr Stöcker hat sich sicherlich ein Verdienst erworben, wenn er aus seiner intimen Kenntnis der Dinge heraus die reizende Verbreitung der Religion des Humbugs in der vornehmen Gesellschaft signalisiert hat. Es ist gut, wenn das deutsche Volk klar sieht, von wem es regiert wird, und wer seine künftigen Schlachten schlagen soll. Im Reichstage ist jüngst viel von den Mißständen in der Krankenpflege die Rede gewesen. Wie soll ihnen abgeholfen werden, wenn die höchsten Verwaltungsbeamten Gesundheitsbeter sind? Und welches Maß von Einsicht gegenüber den modernen Strömungen der Zeit darf man von ihnen erwarten, deren fränke Phantasie sich im dunkelsten Mittelalter verliert? Wie weit ist es von diesem Glauben zur realistischen Ueberzeugung, daß man mit Peitschenhieben und kleinen Feuerchen den bösen Geist aus sündhaften Menschenleibern austreiben könnte?

Wir sind freilich in die Geheimnisse der christlichen Wissenschaft nicht tief genug eingedrungen, um ihre Stellung zu militärischen Fragen klar unterscheiden zu können, aber so viel scheint doch sicher zu sein: Generäle, die an die unmittelbare Einwirkung des göttlichen Geistes glauben, werden sich in ihren Aufgaben während der Schlacht sehr erleichtert fühlen. Wenn man, wie der glänzende Aufstieg des Grafen Waldersee bewies, mit Frömmigkeit Karriere machen kann; warum soll man nicht mit ihr auch Schlachten gewinnen können?

Herr Stöcker aber ist einer, der den Teufel mit Beelzebub austreiben will. Mit fanatischem Haß macht er für alles, was ihm auf der Welt nicht gefällt, den liberaler gesinnten Teil seiner Amtsbrüder verantwortlich. Alles ist ihm zu „modern“ geworden, selbst die Theologie:

Durch die meisten Landeskirchen geht heute die Klage, es fehle an theologischem Nachwuchs. Vor allem ist es die Unsicherheit in dem Ergebnisse des theologischen Studiums, was junge Männer vom Studium zurückhält. Die moderne Theologie macht ihre Anhänger, wenn sie offen ihren Standpunkt bekennen, amtsunfähig. Wer Christ Gottheit, seine Auferstehung und Himmelfahrt, den Sühnetod auf Golgatha und die Wiederkunft zum Weltgericht leugnet, kann nicht Pfarrer werden. Warum soll er — und die Theologen gehören meist den unbedeutendsten Ständen an — Jahre hindurch Zeit, Kraft und Geld an die Erwerbung von Kenntnissen setzen, die ihm die Erlangung einer Lebensstellung unmöglich machen? Es ist wahr, eine ganze Anzahl von Theologen, die nicht anders können, studieren dann doch weiter; aber da sie die Freidigkeit zur Predigt nicht haben, werden sie Religionslehrer an höheren Schulen, weil sie glauben, daß in dieser Stellung ein bekennend christlicher Glaube unnötig sei. Sie verberben dann mit ihrer unreifen und voreiligen Kritik die höheren Schulen unseres Volkes. Daß unter den akademisch Gebildeten in Deutschland so wenig gläubige, ja so wenig an der Kirche interessierte Christen sind, ist eine Folge des Religionsunterrichts und vielleicht noch unheilvoller, als die negative Stellung der Theologen, die in das Pfarramt gehen und hier die Gemeinde beunruhigen.

Es ist nicht unsere Sache, zwischen den Anhängern der alten und der neuen Lehre den Richter zu spielen oder die eine vor der andern in Schutz zu nehmen. Es ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, ob nicht Herrn Stöckers Klagen vom Standpunkt des Glaubens aus berechtigt sind. Leider erfährt man aus Herrn Stöckers Enthüllungen nicht, ob die neueste Lehre der christlichen Wissenschaft und der Gebetsheilung in liberalen oder orthodoxen Kreisen die meisten Rekruten gefunden hat. Herr Stöcker hat Grund gehabt, über diese Frage das Mäntelchen des Hofgeheimnisses zu decken. Denn es ist männiglich bekannt, daß gerade jene aristokratischen Kreise, die jetzt Gebetswunder verüben, die Brutstätte der äußersten kirchlichen Orthodoxie gewesen sind.

Auf keinen Fall können die neuesten Ausschweifungen des Pietismus mit der sogenannten liberalen Richtung in der protestantischen Glaubenswelt in Verbindung gebracht werden. Und je orthodoxer die preussische Landeskirche ist, desto ängstlicher wird sie es sich überlegen, ob sie den Frömmigkeitsercessen einflussreicher Kreise entgegenzutreten kann, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Leute, die an historisches Denken besser gewöhnt sind als Herr Stöcker, werden sich vielmehr sagen müssen, daß der Eddysmus, der ja auch „modern“, oder wenigstens Mode ist, nur die natürliche Ernte dessen ist, was der ehemalige Hofprediger mit so fleißiger Hand gesät hat. Wie die Spiritisten ihren Geistespfund nur im Finstern treiben können, so haben auch die Eddysisten eine gehörige Finsternis gebrauch, um das Licht ihrer Gebetswunder leuchten lassen zu können. Wer aber am fleißigsten alle Fenster geschlossen und alle Spiegel verhängt hat, das ist kein anderer gewesen als der, der heute am lautesten über die Lässigkeit der Kirche klagt.

Auch wenn er nicht zu den gehässigsten Bekämpfern der modernen Arbeiterbewegung gehörte, könnte man wenig Sympathie haben mit dem Manne, der heute wehklagend auf den Trümmern seines Kirchenbaues sitzt. Die ungläubige Welt hat in ihm immer mehr den politischen Spekulant als den ehrlichen Verfechter einer ehrlichen Ueberzeugung gesehen. Man mag eher eine gerechte Strafe des Schicksals darin erblicken, daß es selbst Herrn Stöcker zu toll geworden ist und ein lächerlicher, von keinem Geseß geschützter Aberglaube sich breit macht, wo nach seinen Wünschen ein von Gendarmen und Polizisten geschützter Trugbau der Theokratie sich erheben sollte.

Die Geschichte der christlichen Wissenschaft aber wird ein wichtiger Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte bleiben. Hier in Deutschland ist der Eddysmus etwas

## Senilleton.

Nachdruck verboten.

### Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wleb.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

„Guten Abend, Herr Doktor!“  
„Wer ist das?“ fragte eine mürrische Stimme hinter der Vermummung.  
„Gehanne Fredriksen!“  
„Hm! Wollen Sie auf Praxis aus?“  
„Nein, ich bin ausgewiesen. Und der Herr Doktor?“  
„Ich muß verdammt, verflucht bis hinter die Eisenbahn!“  
Ein dichter Nebel entstieg dem Mund des Doktors. Er trug immer eine brennende Pfeife unter den Shawls.  
„Ist es etwas Gefährliches?“ fragte die Madam.  
„Gefährlich, ei was! Ein verfluchter Finger! — Sie kommen ja angelaufen und klingeln einen heraus, damit man ihre Leichbornen beschneidet — Weht es arg in der Südstraße?“  
„Ob es weht?“ lachte die Madam. — „Es stürmt! Ich war kurz davor, mit meinem Beutel und dem ganzen Kram gen Himmel zu fahren.“  
„Verdammtes Klima!“ brummte er aus den Shawls heraus. — „Hätte in Grönland bleiben sollen. Da ging man nur im Sommer auf Praxis.“  
„Aber mein Gott, was machen denn die armen Menschen im Winter?“  
„Sie starben natürlich.“  
Der Kreisarzt hatte zehn Jahre lang in Grönland

gelebt. Und er sah auf diesen Zeitraum wie auf ein goldenes Zeitalter zurück. Er hegte und pflegte seine arktischen Erinnerungen; in seiner Wohnung lief ein Blaufuchs herum und an seinem Geburtstag aß er Seehundsteak.

„Sie sollten sich einen Assistenten nehmen, Herr Doktor,“ sagte die Madam, — „für die Nachtbesuche!“

„So einen von diesen modernen Windbeuteln, hm!“ murmelte es aus den Shawls heraus. Die bilden sich ein, alle Weisheit der Welt mit Löffeln gegessen zu haben, und dabei haben sie nie ein paar Kamizen gesehen!“

Dann standen sie einige Sekunden schweigend da. Ueber ihren Köpfen brüllte der Sturm.

„Es ist auch wirklich ein Hundewetter,“ sagte die Madam endlich.

„Am sich aufzuhängen!“ murmelte der Distriktsarzt — hm! Dann muß ich wohl weiter.“

„Gute Nacht, Herr Doktor!“  
„Gute Nacht!“

Als Madam Fredriksen zu Hause angelangt war, und in ihrer offenen Hausthür stand, hörte sie den Doktor an Konditor Lams Tde fluchen und schimpfen. Wie Jakob ehemals mit dem Engel, so kämpfte er jetzt mit dem Sturm, der um die Ecke der Pfaffenstraße daher gefahren kam und sich gegen seine Brust stemmte und ihn umzuwerfen drohte. Sie hörte ihn alle unterirdischen Mächte mit Namen anrufen, von Sr. Majestät dem Satan bis hinab zu dem allergeringsten grönländischen Teufel, wobei er auf das Pfaster stampfte und schmoß wie ein von einer Brems gestochener Brauerkaut.

Und zum drittenmal an diesem Abend verzog unsere Madam die Lippen höflich mitleidig und murmelte: „O, diese Männer!“

Und dann schloß sie ihre Thür und drehte den Schlüssel herum. —

Als sie aber auf ihrem einsamen Lager lag, entfuhr ihr doch ein Seufzer.

Denn sie war erst fünfunddreißig Jahre alt. Und Witwe.

Drei Tage lang hatte das Wetter im Delirium geraft. Der Sturm hatte geheult und gebrüllt, Schornsteine umgeworfen, Telephonstangen abgebrochen, Dachpfannen zertrümmert und Regenschirme umgekippt. Und der Regen hatte den Kalk von der Mauer gewaschen und Kellergänge und Dielen in Seen verwandelt, in denen fröhliche Kinder herumwaelten und Holzschuhe und Fußmatten angelten. Aber jetzt war der Anfall überstanden. Der Sturm hatte sich gelegt, um für das nächste Mal Kräfte zu sammeln; und die Regenvolken waren weggetrieben. —

Auf dem Lindenborger Kirchthurm schlug es halb elf. Der Menschen-Mortensen zog sehr ungeheures tombakenes Uhrwerk aus der Westentasche und öffnete den Deckel.

Ja, es stimmte.

Dann nahm er den Schlüssel, der mit einem Ende Bindfaden an der Uhr festgebunden hing und zog sie auf. Darauf hielt er sie ans Ohr und lauschte nachdenklich: „Diediediedid — Diediediedid!“ sagte sie ein wenig hinkend, aber sehr regelmäßig. Mortensen nickte zufrieden, schloß den Deckel geräuschvoll und ließ die Uhr wieder in die Tasche gleiten.

Er saß auf einem halbgefüllten Sack oben auf dem Mühlhuboden. Und ein wenig von ihm entfernt, an der Erde, stand eine brennende Laterne.